

Günter H. Seidler

# Der Blick des Anderen

Eine Analyse der Scham

Mit einem Geleitwort  
von Léon Wurmser  
und einem Vorwort  
von Otto F. Kernberg

Klett-Cotta

Der Autor:

*Prof. Dr. med. Günter H. Seidler* ist Leiter der Sektion Psychotraumatologie im Zentrum für Psychosoziale Medizin der Universitätsklinik Heidelberg. Er ist Autor und Herausgeber mehrerer Werke zu den Grundlagen und Anwendungsbereichen von Psychoanalyse, Psychotherapie und Psychotraumatologie sowie Gründungs- und Chefherausgeber der Zeitschrift „Trauma und Gewalt“.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 1995/2001 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Die erste Auflage ist im Verlag Internationale

Psychoanalyse erschienen

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: heffedesign, Rodgau

Gedruckt und gebunden von: Esser-Druck, Bretten

ISBN 978-3-608-94777-9

Dritte Auflage, 2012

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Eine amerikanische Ausgabe ist 2000  
bei International Universities Press, Madison erschienen.

# Inhaltsverzeichnis

Geleitwort von Léon Wurmser .....	IX
Vorwort .....	XIII
Vorwort zur amerikanischen Ausgabe von Otto F. Kernberg .....	XV
Vorwort zur zweiten deutschen Ausgabe .....	XX
Einführung .....	1

## *Kapitel 1*

### Scham und Schamerleben aus phänomenologischer Perspektive 6

1.1 Phänomenologische Bestimmung von „Ort“ und „Zeit“ der Scham .....	7
„Nach-denken“ und „Sich-Erinnern“ als unterschiedliche Modalitäten des Selbstverhältnisses .....	11
„Sach-Bewußtsein“ und „Selbst-Bewußtsein“ in ihrem Verhältnis zur Zeit .....	14
1.2 Phänomenologische Erfassung der Person des Sich-Schämenden .....	20
Phänomenologie äußerer Merkmale des Schamsubjektes	20
Phänomenologie des Erlebens der Scham .....	26
1.3 Die Phänomenologie der Scham als Situation: Von der „Übereinstimmung“ zur „Verwerfung“ ....	38
1.4 Zusammenfassung .....	43
Anmerkungen .....	45

## *Kapitel 2*

### Selbst und Anderer: Von der bewußtseinsphilosophischen Transzendenz des Blickes zu seiner leibhaftigen Wechselseitigkeit 51

2.1 „Blick“ und Scham im Verständnis von Sartre .....	53
2.2 Der „Anderer“ als „Zeuge der Scham“: Literaturbeispiele .....	61

## Inhaltsverzeichnis

---

2.3 Der „objektivierende“ und der „subjektivierende“ Blick: Wenn der „Zeuge“ parteisch wird .....	68
2.4 Echo, Antwort und Verantwortung: Vom äußeren Widerhall zur Stimme des Gewissens .....	86
2.5 Die „Blendung“: Übermächtiges Subjekt, über- mächtiges Objekt und die Koinzidenz der Extreme ..	90
2.6 Zusammenfassung und Perspektive .....	93
Anmerkungen .....	96

### *Kapitel 3*

#### Die Thematisierung der Scham in der bisherigen Literatur 102

3.1 Aktuelle Schamtheorien .....	102
3.2 Rezente Wegbereiter der aktuellen Diskussion ....	112
3.3 Etappen psychoanalytischen Schamverständnisses ..	114
3.4 Kritische Würdigung der vorliegenden Literatur ..	120
Anmerkungen .....	125

### *Kapitel 4*

#### Die Psychodynamik der Scham. Von der interaktionellen Unbewußtheit des geschlechtlich differenten Gegenübers zur Verinnerlichung der Urszene 126

4.1 Die Genese der Scham als Modell ihrer Dynamik ..	130
Positionen traditioneller psychoanalytischer Entwicklungslehre zur Analität .....	130
Neuere entwicklungspsychologische Befunde zum zweiten Lebensjahr .....	134
Die Entwicklung der Scham innerhalb der früh- kindlichen Entwicklung der Affekte .....	142
Die Herausbildung und Differenzierung seelischer Strukturen: Von der äußeren Beziehung zur inneren Beziehungsregulierung .....	155
<i>Ist das Ich eine Struktur?</i> .....	158
<i>Die Struktur des Selbst I: Der Aspekt der Modalität</i> ..	164
<i>Der „Gestaltwandel des „Anderen“</i> .....	182

## Inhaltsverzeichnis

---

<i>Die Struktur des Selbst II: Der Aspekt der Personalität</i>	192
<i>Was sind „ödipale Strukturen“?</i>	195
4.2 Sexualität, Aggressivität, Scham und Körper: Trieb- und Erkenntnisparadigma	201
4.3 Die Abwehr der Scham, oder: Vom Versuch, die verlorene Unschuld wiederherzustellen	214
4.4 Zusammenfassung	221
Anmerkungen	224

### *Kapitel 5*

Die Schöpfungsgeschichten des Alten Testaments  
und der Ödipus-Stoff: Das Ringen um die Aneignung  
der reflexiven Urteilsfunktion 229

5.1 Schöpfung, Scheidung und der Sündenfall im Bericht der Bibel	229
5.2 Scheidung nach innen und nach außen: Sexuelle Differenz und Erkenntnis	231
5.3 Einsicht, Scham und Schuld im Ödipus-Stoff	238
Teiresias als Mann und Frau und seine Selbsterkenntnis	242
Teiresias und Ödipus – Transzendenz und Immanenz von Selbsterkenntnis, oder: Das Spiel von Frage und Antwort	246
Der Ödipus des Sophokles	250
Selbsterkenntnis, Scham und Schuld: Vorschläge für ein erweitertes Verständnis von Ödipalität	251
5.4 Narziß, Teiresias und Ödipus: Drei Modelle von Bewußtheit	256
Anmerkungen	259

### *Kapitel 6*

Scham und Krankheitsbilder 263

6.1 Die Krankheitswertigkeit der Scham und ihre Diagnostik	263
6.2 Gibt es „Schamkrankheiten“?	279

## Inhaltsverzeichnis

---

6.3 Mythologem und Krankheitsbild: Narziß, Teiresias und Ödipus .....	292
Destruktive Seiten des Narzißmus und Scham .....	295
Die unumgängliche Scham der magersüchtigen Frau ..	300
Ergänzungsbedürftigkeit als unbewußte Scham in der Hysterie .....	307
6.4 Zusammenfassung .....	317
Anmerkungen .....	321

### *Kapitel 7*

#### Scham und andere Effekte 323

7.1 Scham und Neid .....	323
Zur Phänomenologie des Neides .....	324
Zur Psychodynamik des Neides .....	327
7.2 Scham und Schuld .....	330
Zusammenfassende Bestimmung des Verhältnisses von Scham und Schuld .....	337

### *Kapitel 8*

#### Die empirische Prüfung des Konstruktes vom Selbstbezug 339

Anmerkungen .....	348
-------------------	-----

### *Kapitel 9*

#### Therapeutische Konsequenzen, Zusammenfassung und Ausblick 350

Literaturverzeichnis .....	362
----------------------------	-----

## Einführung

Seit das zunächst 1981 in den USA erschienene Buch „Die Maske der Scham“ von Léon Wurmser fast 10 Jahre später in einer Übersetzung auch dem deutschen Lesepublikum zugänglich wurde, ist eine größere Bereitschaft zur Beschäftigung mit dem bislang weitgehend vernachlässigten Affekt der Scham zu erkennen. Diese Verlagerung in dem, was „für wichtig erachtet wird“, steht in unterschiedlichem Maße in Verbindung mit anderen Akzentverschiebungen in Psychotherapie und Psychoanalyse. Das traditionelle Triebmodell ist vielen problematisch geworden, die relative Vernachlässigung der Konzeptualisierung von Affekten in der psychoanalytischen Theorie macht sich zunehmend bemerkbar und stellt neue Aufgaben, und immer häufiger suchen schwer und schwerst beeinträchtigte Patientinnen und Patienten um psychotherapeutische Hilfe nach, denen mit überlieferten psychodynamischen Vorstellungen allein nicht angemessen entsprochen werden kann. Eine basale thematische Veränderung scheint mit allen diesen Einzelphänomenen in Zusammenhang zu stehen: Es geht um eine Verschiebung einer am Individuum orientierten Betrachtungsweise zugunsten einer Sicht, in der das Verständnis von *Beziehungsprozessen* im Vordergrund steht.

Subjekt-Objekt-Konfigurationen und Affekte lassen sich beziehungstheoretisch besser fassen als in der Sprache der traditionellen Psychoanalyse. Hier, wo es um Differenzierungen zwischen „Ich“ und „Anderem“, zwischen „vertraut“ und „fremd“ geht, hat die Schamthematik ihren Platz, und ihre aktuelle Bedeutung dürfte damit in Zusammenhang zu bringen sein, daß gegenwärtig das Augenmerk vieler Psychotherapeuten und Psychoanalytiker auf Beziehungsprozessen ruht.

Diese Grundeinstellung kennzeichnet auch den eigenen Ansatz, der sich über weite Strecken als Übersetzungsversuch verstehen läßt: Es geht darum, die monadologische Sprache der klassischen Psychoanalyse in die von *Wechselseitigkeitsbeziehungen zwischen Subjekten* zu übertragen.

Beziehung hat stets zwei Seiten, eine nach innen und eine nach außen. Hinsichtlich der erstgenannten geht es um Rückbezüglichkeit, um Reflexivität, um das Selbstverhältnis, bei der zweiten geht es um Wechselseitigkeitsbeziehungen zwischen Subjekt

und Gegenüber, die sich, über Wahrnehmungsvorgänge ineinander verschränkt, gegenseitig in ihrer Identität determinieren und definieren.

Entsprechend geht es in diesem Buch um eine Entwicklungsgeschichte der Subjekt-Objekt-Beziehung. Als Phantasma beginnt sie in einem Raum der Ungeschiedenheit zwischen Subjekt und Gegenüber, als Realität ist ihre reifste Ausgestaltungsform in der Ödipalität zu finden und danach. Mit diesem Ansatz geht es damit auch um den Versuch einer Überwindung der Dichotomie von häufig defekttheoretisch konzeptualisierter Frühstörungspathologie und einer ihr gegenübergestellten „reifen“, auf Konfliktfähigkeit beruhenden. Der gelegentlich anzutreffenden Vorstellung, die Scham sei ein charakteristischer Affekt frühgestörter Patientinnen und Patienten, steht die Beobachtung entgegen, daß traditionelle Konzepte zum Verständnis dieses Affektes sich eher mit der Situation bei Patientinnen und Patienten befassen, die sich auf einem ödipalen Störungsniveau bewegen. Im eigenen Ansatz werden die Wandlungen im Erscheinungsbild und in der psychodynamischen Vernetzung dieses Affektes auf den unterschiedlichen Entwicklungsstufen untersucht – der zunächst ins Auge gefaßte Titel des Buches „Die Metamorphose der Scham“ sollte dem Rechnung tragen.

Aber neben der Entwicklungsgeschichte des Schamaffektes werden noch andere „Wandlungen“ untersucht. Es geht auch um den Gestaltwandel des Selbst und den des „Anderen“ – und ganz zentral um den der Beziehung selbst. Manifestiert sie sich zunächst in einem interaktionellen Raum des interpersonellen Austausches, wird sie zunehmend angeeignet und findet ihren Ausdruck in der internalisierten Struktur der „objektiven Selbstbewußtheit“.

Das hier vorgeschlagene Modell lebt von dem, was in der traditionellen psychoanalytischen Forschung entwickelt wurde. Aber es nimmt auch objektbeziehungstheoretische Denkfiguren auf. Dabei ist bemerkenswert, daß es in beiden Orientierungen nicht gelang, ein angemessenes Verständnis für den Affekt der Scham auszuarbeiten. Das könnte mit der monadischen Orientierung der traditionellen Psychoanalyse, wie sie in ihrer Hauptströmung ausformuliert wurde, zusammenhängen. Allerdings erscheint auch die Objektbeziehungstheorie für das Verständnis von Wechselseitigkeitsprozessen unzureichend. „Beziehungen“ erfaßt sie als sukzessive, nacheinander ablaufende Vorgänge, wo-



bei ein Positionswechsel das vormalige Objekt zum Subjekt werden läßt. Auch bei diesem Vorgehen ist ein angemessenes Modell für rückbezügliche, selbstreflexive Prozesse kaum zu erarbeiten, aber gerade das ist notwendig für eine Konzeptualisierung des Schamaffektes.

So führte meine Beschäftigung mit dem Schamaffekt zu einer Modifizierung sowohl des traditionellen psychoanalytischen Ansatzes wie auch zu einer Modifikation der Objektbeziehungstheorie. Für die erarbeitete Orientierung wird die Bezeichnung *psychoanalytische Alteritätstheorie* vorgeschlagen. Sie bringt die Zentralität der *Wechselseitigkeit* zwischen Subjekt und Gegenüber zum Ausdruck und eignet sich sowohl für die Erfassung von Vorgängen im interaktionellen, äußeren Raum wie auch für die „psychisierter“, zu mentaler Struktur geronnener Prozesse. Ja, gerade der *Vorgang der Verinnerlichung*, die Umwandlung des Blickes des Gegenübers zur eigenen Funktion der Selbstwahrnehmung, -beobachtung und -beurteilung im Subjekt vermag in ihr ausgedrückt zu werden.

Ein derartig breit angelegter Ansatz macht die Revision zahlreicher herkömmlicher Begriffe und Theoreme notwendig. Wie steht es mit dem Konzept des Unbewußten in seiner Anwendbarkeit auf Patientinnen und Patienten, die ihre Konfliktdynamik statt in einem ausgearbeiteten seelischen Binnenraum in einem interaktionellen Raum äußerer Beziehungen entfalten? Läßt es sich bei ihnen in derselben Weise verwenden wie bei denen, die als „neurotisch“ oder „reif“ gelten? Ist der herkömmliche Triebbegriff, für den das Gegenüber zwangsläufig ein „Objekt“ darstellt, für eine Konzeptualisierung des Wechselseitigkeitsverhältnisses zweier Subjekte geeignet? Liegt ihm nicht eine monadische Auffassung des Menschen zugrunde, historisch plausibel, aber gerade in dem Versuch, Biologie und Psychologie zu verbinden, revisionsbedürftig, wenn beide Wissensbereiche eine mittlerweile fast hundertjährige Geschichte hinter sich haben? Und andererseits: Läßt sich wirklich ohne den Triebbegriff auskommen? Wie muß eine Theorie beschaffen sein, die die unstrittige Bedeutung der Sexualität nicht preisgibt und innerhalb derer es trotzdem möglich ist, Phänomene wie Reflexivität, Bewußtheit und Erkenntnis zu konzeptualisieren? Läßt sich bei einer derartigen Fragestellung das herkömmliche Verständnis von „Ich“ und „Selbst“ noch halten?

Solche Erwägungen hatten zur Folge, daß in dieser Arbeit eine

Reihe modifizierter und/oder neuer Begriffe und Konzepte vorgeschlagen werden. Wenn die Scham als „Schnittstellen“-Affekt aufgefaßt wird, der sich manifestiert, wenn im Vertrauten Fremdes begegnet und das Subjekt auf sich selber zurückgeworfen wird, mag dieses Wort vielleicht noch plausibel erscheinen. Aber es geht in diesem Buch auch um Metamorphosen, um den Gestaltwandel gleicher Grundthemen, und so wird allein die „Schnittstelle der Scham“ in verschiedener Gestalt begegnen. Schwieriger mögen schon die neu eingeführten Begriffe des unbewußten Gegenübers, des epistemologisch Unbewußten oder der ödipalen Umschlagfalte sein. Ihre Erwähnung hier warnt vor übertriebenen Hoffnungen auf eine leichte Lektüre; sie mag aber auch ermuntern, sich unter einer erweiterten Perspektive, unter Beibehaltung des Kontaktes zu traditionellen Auffassungen, mit Beziehungsphänomenen zu befassen. Dem Schamaffekt kommt dabei die Bedeutung eines „Organisators“ zu: Von ihm wird jeweils ausgegangen, und zu ihm führt die Bewegung der Untersuchung immer wieder zurück, auf jeweils neuen Stufen von Bewußtheit und Reflexivität.

Die Untersuchung führt zur Beschreibung dreier Modelle von Beziehung. Sie kennzeichnen in ihrer Abfolge das Ausmaß der Aneignung des Blickes des Gegenübers durch das Subjekt und weisen unter einer alteritätstheoretischen Perspektive eine gewisse Ähnlichkeit zu den von Kernberg (1976) beschriebenen Organisationsebenen auf. Der Akzent liegt allerdings bei den hier vorgeschlagenen Positionen des Narziß, des Teiresias und des Ödipus stärker auf Kriterien wie Bewußtheit, Rückbezüglichkeit und Verinnerlichung sowie der jeweiligen Funktionsweise des Schamaffektes. Im Unterschied zu der herkömmlichen Stadieneinteilung sind sie also stärker an beziehungstheoretischen Merkmalen und dem Grad der Aneignung von Reflexivität durch das Subjekt bestimmt.

Einige Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln mögen den Zugang zu dem Buch erleichtern. Die ersten beiden folgen einer phänomenologischen Orientierung. Ihre Begründung ergibt sich aus der Notwendigkeit, bewußtseinstheoretisch eine Anknüpfung zu suchen an die Thematik, die für Freud einen wesentlichen Ausgangspunkt seiner Erkundungsreise darstellte, die aber nach seiner Entdeckung des dynamisch Unbewußten dermaßen in den Hintergrund trat, daß sie als Startpunkt nicht mehr zu erkennen war: die des Wirkungszusammenhanges von Bewußt-

heit. Für ein grundlegendes Verständnis des vorgestellten Ansatzes dürften sie unerlässlich sein, wenngleich der überwiegend klinisch orientierte Leser sie überspringen kann. Das dritte Kapitel enthält eine Diskussion relevanter Positionen zum Verständnis des Schamaffektes. Darüber hinaus dient es der Kennzeichnung des eigenen Standortes in bezug auf den von klassischen und aktuellen Autorinnen und Autoren. Im vierten Kapitel wird die Psychodynamik der Scham untersucht. Es ist das ausführlichste und umfangreichste; es enthält die Darstellung der eigenen, zentralen Positionen. Das fünfte Kapitel stellt einen kleinen Exkurs dar. Anhand einer Untersuchung der Schöpfungsgeschichten des Alten Testaments wird das Verständnis der Aneignung der Urteilsfunktion durch das Subjekt veranschaulicht. Im zweiten Teil wird der klassische Text des Ödipus-Stoffes untersucht. Die Aneignung der Reflexivität wird als sein zentrales Thema herausgearbeitet. Das bedeutet keine Verwerfung seines bisherigen Verständnisses, aber eine erhebliche Erweiterung: Die biographische Thematik wird als der „Stoff“ herausgestellt, an dem eine viel grundlegendere entfaltet wird, die ein Prozeßgeschehen betrifft. Das sechste Kapitel ist im engeren Sinne klinisch: Es geht um die Anwendbarkeit des vorgeschlagenen Modelles der Scham auf das Verständnis von Patientinnen und Patienten mit bestimmten Krankheitsbildern. Hier werden die Positionen des Narziß, des Teiresias und des Ödipus in ihrer klinischen Relevanz präzisierend vorgestellt. Einer kurzen Untersuchung des Verhältnisses der Scham zu Neid und Schuld gilt das nächste Kapitel, und Ergebnisse der empirischen Prüfung des zentralen Konstruktes vom Selbstbezug werden im achten Kapitel diskutiert. Das Schlußkapitel enthält Überlegungen zu therapeutischen Konsequenzen, eine Zusammenfassung und einen kleinen Ausblick.

## *Kapitel 1*

### Scham und Schamerleben aus phänomenologischer Perspektive

In diesem Kapitel geht es zum einen darum, aus der Fülle der assoziativ oder durch ein Alltagssprachliches Vorverständnis nahegelegten Phänomene den Gegenstand dieser Untersuchung präzise zu bestimmen, zum anderen darum, diesen „phänomenologisch“, also hinsichtlich seiner in Erscheinung tretenden Strukturelemente und -merkmale zu untersuchen.<sup>1</sup> Es steht also für eine Definition; am Schluß dieses Kapitels sollte deutlich geworden sein, an was für Kontexte zu denken ist, wenn in dieser Arbeit das Wort „Scham“ verwendet wird.

Folgt man Kluge (1883), geht das Wort „Scham“ auf die indogermanische Wurzel „kâm/kêm“ zurück, mit der Bedeutung „bedecken, verhüllen“, die durch das vorangestellte „s“ zu „skâm/skêm“ wurde und einen reflexiven Sinn annahm: sich bedecken, sich verhüllen. Mit diesem alten Wortstamm verwandte Wörter sind: Hemd, Himmel; im Englischen: „skin“ und „(to) hide“, und Dr. Jekyll heißt mit dem dunklen Teil seiner Existenz „Mr. Hyde“.<sup>2</sup> Weniger offenkundig und von der Bedeutung her möglicherweise schwerer verständlich ist, daß auch dem Wort „Leichnam“ dieser alte indogermanische Verbalstamm zu Grunde liegt (Kluge, 1883). Wurmser (1990) verweist in einem vergleichbaren Zusammenhang auf die Arbeiten des Schweizer Ethnologen und Philologen Karl Meuli (1975). Dieser ging davon aus, daß das mittelhochdeutsche Wort „schême“, aus dem unser „Schemen“ entstanden sei, mit der erwähnten indogermanischen Wurzel in Verbindung stünde. Mittelalterliche Masken, die Verstorbene repräsentierten, trugen oft Namen – wie Schembart, Tschämele –, die aus diesem „schême“ abgeleitet seien: nach der Verwandtschaft mit dem Wort „Leichnam“ ein weiterer Befund für eine Beziehung zwischen Scham und dem Phänomen der Zeitlichkeit.

## 1.1 Phänomenologische Bestimmung von „Ort“ und „Zeit“ der Scham

Bevor wir dieser etymologisch nahegelegten Verbindung von Scham und Zeitlichkeit weiter folgen, soll uns zunächst der „Ort der Scham“ interessieren. Wo ist der „Ort der Scham“? Was ist damit gemeint? Und ließe sich so auch nach dem „Ort der Angst“ oder dem der Trauer fragen? Wenn hier so gefragt würde, wäre die Antwort wahrscheinlich: „Im Subjekt, das so und so fühlt“, nämlich: „Ich habe Angst!“; „Ich bin traurig!“. Gilt das so auch für die Scham?

Stellen wir uns einige Beispiele vor:

Ein Mann wartet am Bahnhof auf seinen Zug. In der Menge der Mitreisenden meint er, eine frühere Freundin wiederzuerkennen. Sie scheint ihn nicht zu bemerken. Er kämpft sich, beladen mit Koffer und Aktenmappe, zu ihr vor, wobei er außer dem ihm bekannten Reisefieber noch eine freudige Aufregung verspürt. Er spricht sie schräg von hinten an, sie dreht sich um: Ein fremdes Gesicht blickt ihn an, abwesend, unduldsam, gereizt. Seine freudige Erregung, sein Lächeln bleiben unerwidert. Er wünscht sich weg, möchte am liebsten nicht da sein, sein Lächeln gefriert ihm auf den Lippen, wie konnte er nur.

Die nächste Szene, die der Leser sich vorstellen möge, ist bei unterschiedlichem Ausgang ebenfalls durch Scham gekennzeichnet:

Ein Schüler oder eine Schülerin wird vom Lehrer aufgefordert, eine Rechenoperation an der Wandtafel darzustellen. Die Aufgabe wird fehlerfrei ausgeführt, der Lehrer lobt, der oder die Betreffende erlebt Scham. Derselbe Affekt wird erlebt, wenn die Arbeit mißlingt und Tadel einbringt.

Was tragen diese Beispiele zur Beantwortung unserer Frage nach dem Ort der Scham bei? Während wir bei einer vergleichbaren Frage im Hinblick auf andere Affekte wenig zögern, uns mit der Erlebensmöglichkeit des jeweiligen Affektes zu identifizieren, sind wir hier eher geneigt, uns *eine Szene vor Augen zu führen*, die wir *als ganze im Blick behalten*, identifizieren uns also mit der Beobachterperspektive und blicken auf den Sich-Schämenden. Gelingt es, dessen Stelle einzunehmen, gerät die Beobachterperspektive aus dem Blickfeld – im Extrem *versinkt die Welt um uns herum*. Und das ist denn auch die Antwort auf die ge-

stellte Frage: Der Ort der Scham ist ein doppelter; sie ist als *Einheit zwei-fach* lokalisiert. Natürlich ist der Ort in jedem Falle im Subjekt situiert, das aber mit seiner Ich-Haftigkeit im Prozeßverlauf dieses Affektes unterschiedliche Positionen wechselnd besetzt.

Da ist zunächst, örtlich und zeitlich vor der Scham, die wunschhafte Ausrichtung auf ein Ziel: das Wiedersehen mit der früheren Geliebten im ersten Beispiel, das „Nicht-Aufgerufen-Werden“ im zweiten. Dann die Besetzung der selbst-beobachtenden Funktion, nach dem Gewährwerden der Beurteilung durch andere. Und drittens das Versinken im eigentlichen Schamerleben, wobei beim Wieder-Auftauchen die verschiedenen Positionen erneut besetzt werden können. Allerdings ist die ursprüngliche, naive Besetzung des Zieles jetzt gebrochen, wird zu Sehnsucht, Trauer oder Verzweiflung.<sup>3</sup> Das gilt selbst für unser Beispiel aus dem Klassenzimmer: Ein bißchen Potentialität, reine Möglichkeit, so oder so sein zu können, ist geschwunden.

Kehren wir jetzt zurück zu unserer Frage nach dem Verhältnis von Scham und Zeit.<sup>4</sup> Durch die Hinweise auf die Wortverwandtschaft ist bereits die Ahnung einer Beziehung zwischen Scham und Endlichkeit, damit von Zeitlichkeit gebahnt. Sehen wir uns jetzt einige Aspekte der zeitlichen Dimension des Schamerlebens an. Dazu wollen wir zu unserem ersten Beispiel zurückkehren, zu dem Mann, der am Bahnhof in der Menge der Wartenden eine frühere Freundin zu erkennen vermeinte. In seinem Streben, zu ihr zu gelangen, war er ganz bei sich und als solcher ganz auf sein Ziel ausgerichtet. Reflektierend war er sich seiner Handlungsweise nicht bewußt; er hatte eine Vorstellung von dem, was er wollte, in ihm war freudige Erregung, die er sicher hätte benennen können, wobei er dann hinsichtlich dieses Gefühles in der Zeit gewesen wäre, die Clay (1882) „specious present“ – scheinbare Gegenwart – genannt hat: Identifiziert man bestimmte Gefühle bei sich als präsentisch, ist die Zeit ihres unmittelbaren Erlebens bereits verstrichen. Aber nur ein außenstehender Beobachter vermag diese „Zeitdiagnose“ einschließlich der Zeitverschiebung zwischen Erleben und Registrieren zu stellen: Unser Mann ist im Erleben präsentisch zeitlich unmittelbar.<sup>5</sup> Aber, was geschieht, wenn er in das fremde Gesicht blickt? Zunächst einmal wird der Erregungs- und Bewegungsablauf abrupt gebremst: als „Verzögerung“ wieder ein zeitliches Phänomen. Aber vor allem erweist eine phänomenologische Analyse

seiner Zeitbefindlichkeit nach diesem Ereignis, daß sich *zwei Entwicklungslinien* darstellen, die ein qualitativ neues Verhältnis zur Zeit abbilden, ja Ausdruck davon sind, daß das Gewahrwerden von Zeit überhaupt erst möglich wird.<sup>6 7</sup>

Die eine dieser Entwicklungslinien scheint ihren Ursprung darin zu haben, daß der Mann dieses Beispiels aus seiner eigenen illusionären „*Wunscherfüllungszeit*“ herausgerissen wurde und in der „*Zeit der Endlichkeit*“ mit der sozialen Realität in Kontakt kam, die ganz anders war als subjektiv erwartet. Denken wir daran, was in ihm vor sich ging, so konnte er offenbar nicht anders, als seinerseits selber vorübergehend eine Außenperspektive zu seinem vorher unreflektierten Verhalten einzunehmen. Theoretisch gesprochen heißt das, daß er sich mit dieser ihm eine Grenze setzenden Außenrealität identifizierte. Denken wir aber an sein Erleben zurück, so gab es, alternierend zur Einnahme dieser Selbstbeobachtungshaltung, den Wunsch in ihm, zu verschwinden, in den Boden zu versinken. Mit Fug und Recht könnte man behaupten, diese Tendenz kennzeichne das eigentliche Schamerleben: Sie ist subjektiv durch keine Zeitachse begrenzt, ein Maß für die Zeit geht in ihr verloren. Trotzdem ist eine unabdingbare Voraussetzung für ihr Erleben die Möglichkeit zur Einnahme der selbst-begrenzenden Position, also der Beobachterposition, die in einer Internalisierung des fremden Außenobjektes mit seinem Blick besteht. Insofern ist es naheliegend, sich vorzustellen, daß beide Elemente zum Schamerleben notwendig sind.

Holen wir noch etwas weiter aus, stellen wir unsere Überlegungen zu Ort und Zeit der Scham in einen etwas größeren Rahmen. Denbigh (1981) weist darauf hin, daß es offen sei, ob „Zeit“ ein Phänomen der äußeren oder eines der inneren Welt sei. Seine Argumentation folgt einer ganz anderen Logik als diese Arbeit. Trotzdem weisen Gedankenführung und Ergebnisse eine gewisse Parallelität auf. Wenn wir nämlich gefunden hatten, daß eine Einfädelung in soziale Real-Zeit damit beginnt, daß sich ein nicht involviertes Objekt einem illusionären Erwartungsablauf entgegenstellt, so weist er darauf hin, daß eine „triadische Relation“ notwendig sei dafür, daß zurückliegende Ereignisse ohne innere Kausalbeziehung als gestaffelt, also als zeitlich geordnet eingeschätzt werden könnten. Wohl wissend, daß Denbigh als Naturwissenschaftler argumentiert, soll sein Satz, „daß ‚Zeit‘ ein Bindeglied darstellt zwischen physischer Welt und geistiger“

(S. 153) aufgenommen und in den Bereich des Seelischen transponiert werden. Dabei sei daran erinnert, daß Freud sich in verschiedenen Zusammenhängen mit dem Thema der Zeit beschäftigt hat, allerdings häufiger implizit als explizit. Während wir seine Überlegungen zur Frage der Beendbarkeit von Analysen (Freud, 1937c) im siebten Kapitel in unseren Kontext einbeziehen werden, seien hier zur Kennzeichnung seiner Vorstellungen über die *Zeitlosigkeit des Unbewußten* folgende Sätze zitiert:

„Die Vorgänge des Systems Ubw [sc.: Unbewußt] sind zeitlos, d.h. sie sind nicht zeitlich geordnet, werden durch die verlaufende Zeit nicht abgeändert, haben überhaupt keine Beziehung zur Zeit. Auch die Zeitbeziehung ist an die Arbeit des Bw-Systems [sc.: Bewußt] geknüpft.“ (1915e, S. 286)

1933 schreibt er:

„Im Es findet sich nichts, was der Zeitvorstellung entspricht, keine Anerkennung eines zeitlichen Ablaufs und, was höchst merkwürdig ist und seiner Würdigung im philosophischen Denken wartet, keine Veränderung des seelischen Vorgangs durch den Zeitablauf. Wunschregungen, die das Es nie überschritten haben, aber auch Eindrücke, die durch Verdrängung ins Es versenkt worden sind, sind virtuell unsterblich, verhalten sich nach Dezennien, als ob sie neu vorgefallen wären. Als Vergangenheit erkannt ... können sie erst werden, wenn sie durch die analytische Arbeit bewußt geworden sind ... .“ (1933a, S. 80f.)

Dieses „*Erkennen als Vergangenheit*“ geschieht im Prozeß einer Psychoanalyse durch *Deutung*. In unserem Beispiel war davon nicht die Rede; die Differenzierung in *illusionäre Erwartung/Verkennung* und *präsentische Realität* wurde dadurch bewirkt, daß ein fremdes Objekt mit seiner *Alterität*, seiner „Andersartigkeit“, den Strom der Vorfreude brach und den Mann aus seinen Träumen riß. Damit wurde er auf sich selbst zurückgeworfen, „re-flektiert“, und statt der Freude des „Als-vertraut-erkannt-Werdens“ erlebte er die Scham des „Als-fremd-erkannt-Werdens“, wobei er sich auf einem anderen Vorfreude-Erregungsniveau befunden hatte als die fremde Frau, die ihrerseits von seinem Erleben keine Notiz nahm, nicht, weil sie etwas „gegen ihn“ gehabt hätte, aber weil sie nichts „für ihn“ hatte. Sie, diese fremde Frau – oder, in der Sprache der Psychoanalyse: dieses fremde Objekt – bleibt also von diesem seinem Erleben weitgehend unberührt. Für ihn, das Subjekt unseres Beispiels, sieht alles „hinterher“ eine Spur anders aus: Seine *illusionäre Erwar-*



tungszeit läuft weiter, ist aber an einer Stelle ihres Ablaufes schmerzlich mit der äußeren Zeit in Berührung gekommen. An dieser Stelle hat er vorübergehend eine *Außenposition* zu seinem wunschhaften Erleben eingenommen, sich selber punktuell *mit anderen Augen* gesehen. Und nachdem er in den Zug gestiegen ist, fühlt er sich allein, isoliert, ein wenig traurig, aber auch etwas mehr „bei sich“, etwas mehr er selbst. Daß das Bild seiner früheren Geliebten ihm jetzt noch deutlicher vor Augen steht, wird uns im Kapitel über die Psychodynamik dieses Vorganges erneut begegnen, nämlich dann, wenn wir uns mit dem Verhältnis von Selbst, Idealität und Realität unter psychodynamischen Gesichtspunkten beschäftigen. Gegenwärtig bleibt hier festzuhalten: Es gibt offenbar zwei Erlebenslinien der Zeit, wobei wir die eine die „*Zeit der Wunscherfüllung*“ genannt hatten, die andere die „*Zeit der Endlichkeit*“. Was können wir diesen beiden Erlebenslinien noch zuordnen?

### „Nach-denken“ und „Sich-Erinnern“ als unterschiedliche Modalitäten des Selbstverhältnisses

Wahrscheinlich gehört in den Bereich der erstgenannten Zeit-Erlebensform das, was als „*Nach-denken*“ bezeichnet wird. Es ist nicht die ungerichtete Zeit des Primärprozesses, die hier gemeint ist, also nicht die, auf die Freud sich in den erwähnten Zitaten bezog, sondern es ist die Zeit, die dem Bewußtsein zugrundeliegt, sozusagen dem „*Sach-Bewußtsein*“, dem „Bewußtsein von etwas“. Als Merkmale des Nachdenkens können gelten:

- Die zeitliche Verdoppelung, die in dem Wort zum Ausdruck kommt. Ein bestimmter mentaler Vorgang wird repetiert, wird noch einmal gedacht. „Da muß ich erst einmal drüber nachdenken“, sagt jemand, bevor er sich entscheiden will. Die zur Diskussion stehende Angelegenheit wird dann noch einmal in ihrem Für und Wider erwogen und erst dann, über eine Entscheidung, wird diese zeitliche Wiederholungsschleife verlassen und der Nach-Denker fädelt sich wieder in den Fluß der Zeit ein.
- Die „Richtung nach außen“ der nach-denkenden Suchbewegung. Obwohl es sich natürlich um einen inneren mentalen Vorgang handelt, ist die Aufmerksamkeit auf einen Sachver-

halt, eine Lösung, eine Situation gerichtet, vielleicht in dem Sinne: „Wie war das damals?“; „Ja, was hat es denn damit wirklich auf sich?“; „Wenn ich mir das und das vor Augen führe, wie steht es damit?“<sup>8</sup>

Entsprechend erlaubt das „*Sich-Erinnern*“ eine Zuordnung zur „*Zeit der Endlichkeit*“. Was Castelnuevo-Tedesco (1978) in diesem Zusammenhang anführt, ist bemerkenswert:

„Eine der bohrendsten Fragen hinsichtlich Erinnerung ist die, wie sie systematischer Aufmerksamkeit entkommen konnte.“ (S. 19) – „Fenichel (1945), der praktisch alles durchdacht hat, was mit Psychoanalyse zu tun hat, erwähnt Erinnerung nicht, genausowenig wie Rapaport (1942; Rapaport & Lewy, 1944) in seinen Studien über Gedächtnis. Das ist interessant, weil die Erinnerung der Vergangenheit eine augenscheinliche Rolle in der Psychoanalyse spielt.“ (S. 20)

Sollte diese *Vernachlässigung der Erinnerung*, nicht hinsichtlich ihrer Bedeutung und ihrer Inhalte, wohl aber hinsichtlich ihres inneren strukturellen und psychoanalytischen Verständnisses, mit einer Vernachlässigung der Phänomene Reflexion, Reflexivität, Bewußtsein, Selbstbewußtsein und Scham innerhalb der psychoanalytischen Denktradition zusammenhängen? Denn was sind Merkmale des „Sich-Erinnerns“?<sup>9</sup> Etwas vage im Ausdruck bleibt Castelnuevo-Tedesco (1978), wobei seine Überlegung aber in die Richtung der hier entwickelten Argumentation zeigt, wenn er schreibt:

„Erinnerung, kurz gesagt, spielt eine große Rolle in der Ausbildung, Entwicklung und Erhaltung eigener Identität.“ (S. 22)

Im hier interessierenden Zusammenhang sollen vor allen anderen folgende Merkmale des Sich-Erinnerns genannt werden:

- Der Vorgang ist reflektiv, aber er ist nicht nur reflektiv: Das Subjekt geht quasi in seiner eigenen Spur zurück und stellt dann, von dieser rückschreitend eingenommenen Position aus, den Bezug zu einem gesuchten Außenobjekt her, wobei es dann, wenn dieser Bezug gelungen ist („Jetzt fällt es mir ein!“), in die Gegenwart zurückgleitet. Beachtung verdient die Zeitdimension: Es ist eine historische, vektorartig darstellbare Zeitperspektive, die nicht nur psychoanalytisch – was später Thema werden wird –, sondern auch phänome-

nologisch als „trianguliert“ beschreibbar ist: Das Subjekt „jetzt“ geht in seiner Spur zurück, orientiert sich dabei an Außenereignissen („War es damals?“ – „Ach nein, es muß vor diesem oder jenem Ereignis gewesen sein!“), findet ein „damals“, stellt den Bezug her zum vergessenen und/oder gesuchten Phänomen, und ist dann wieder im „Jetzt“.

- Im Unterschied zum „Nach-Denken“, das örtlich nicht definiert ist, betrifft das „Sich-Erinnern“ den *Binnenraum des Subjektes*. Vordergründig findet die Lokalisierung sogar in dem deutschen Wort seinen Ausdruck. Aber auch dann, wenn wir uns von dieser naiven Wortverhaftung lösen und die Methode der phänomenologischen Introspektion anwenden, erheben wir denselben Befund: Das Subjekt bewegt sich innerhalb seiner persönlichen Geschichte, in seinem nur ihm zugänglichen Treppenhaus. Es kann aber auf den einzelnen Etagen haltmachen und feststellen, wo die Nachbarn wohnen und sich so lokalisieren.
- Wir können in unserem Bilde des Treppenhauses bleiben: Im Unterschied zum Nachdenken ist der Ablauf eines Erinnerungsvorganges vektorartig darstellbar. Er hat einen Ursprung und eine Richtung, und wie ein Treppenhaus in einem Gebäude, dem das Dach noch fehlt und dem weitere Stockwerke aufgesetzt werden können, kann seine Strecke noch zunehmen. Er hat jedoch einen Ursprung – vergleichbar dem Gebäude, das ein Fundament hat – und ist somit endlich.

Der letzte Gedanke der Vektorhaftigkeit, der Gerichtetheit beim Vorgang der Erinnerung verdient etwas breitere Ausarbeitung. Berührt wird nämlich das Phänomen der „Unumkehrbarkeit mentaler Prozesse“ (Denbigh, 1981, S. 157), und zwar in seiner subjektiven, dem Erleben zugänglichen Dimension.<sup>10</sup> An einem Beispiel führt dieser Autor aus, daß das „Erkennen von Bedeutung unumkehrbar ist“ (S. 158). Jemand, der die zwei Figuren in einem Vexierbild identifiziert hat, sei nicht mehr imstande, an dasselbe Bild naiv heranzugehen. Die einmal erfaßte Bedeutungskonfiguration läßt sich nicht mehr rückgängig machen. Es entspricht der hier entwickelten Argumentationslinie, wenn Denbigh schreibt:

„Nun ist es so, daß der Charakter der Unumkehrbarkeit sich auf Prozesse bezieht und nicht auf Objekte. Deshalb bestätigt die Eigenschaft

der Unumkehrbarkeit mentaler Aktivität die Ansicht, daß Bewußtsein und Geist als Prozesse konzeptualisiert werden sollten, nicht als ‚Dinge‘.“ (S. 159)

Aus psychoanalytischer Perspektive – methodisch im Grenzbe-  
reich zur Phänomenologie – kann folgendes Beispiel das Ge-  
meinte verdeutlichen:

Ein Kollege berichtet in einer Kontrollstunde von einem Patienten, den er als Therapeut auf einer psychiatrischen Station zu betreuen habe. Erklärtes Ziel dieses Patienten sei Friedfertigkeit und Vermeidung von Aggressivität und Streit. Wenn er mit dem Patienten im Gespräch sei, käme dieser so dicht an ihn heran, daß er dessen schlechten Atem riechen könne, was kaum noch zu ertragen sei. Er wüßte sich kaum zu helfen, denn diese auch physische Nähe des Patienten sei ja doch Ausdruck davon, wie sehr er, der Patient, sich Nähe und Ungeschiedenheit zwischen den Menschen wünsche, und doch stünde Abstand gebietend dieser übelriechende Atem dazwischen. – Es ließ sich herausarbeiten, daß es kein „Zurück“ für den Patienten in eine harmonische Ungeschiedenheit geben konnte; das „Böse“, das Trennende war nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Dem Kollegen gelang es, eine beiden erträgliche Distanz zum Patienten zu etablieren, ohne empathisch den Zugangsweg zu ihm zu verlieren. Auf seiten des Patienten führte das zu zunächst sehr heftiger Aggressivität, womit sich genau das zwischen ihm und anderen Menschen etablierte, was er eigentlich vermeiden wollte.

Die therapeutisch-technischen Interventionsmodalitäten sollen an dieser Stelle nicht interessieren. Das kleine Beispiel kann aber verdeutlichen, wie *Selbstgrenzen*, *Unumkehrbarkeiten* von Entwicklungsschritten und die *Objektalität* miteinander in Beziehung stehen.

### „Sach-Bewußtsein“ und „Selbst-Bewußtsein“ in ihrem Verhältnis zur Zeit

Der erreichte Stand der Diskussion ermöglicht eine weitere Öffnung der ursprünglichen Themenfrage, die dem Verhältnis von Scham und Zeit galt. Die Analyse einer typischen Schamsituation hat es möglich gemacht, die *Eröffnung einer historisch-biographischen Zeitperspektive* – als *Zeit der Endlichkeit* – und, damit einhergehend, die *Eröffnung eines seelischen Binnenraumes* als deren wesentliche Charakteristika zu beschreiben. Ich möchte dazu vorschlagen, das Phänomen „*Selbst-Bewußtsein*“ dieser durch die Scham eröffneten Zeitperspektive zuzuordnen, das

Phänomen „*Bewußtsein*“ hingegen der nicht vektorhaft gerichteten Zeit, die in obigem Zusammenhang als die „*Zeit der Wunscherfüllung*“ gekennzeichnet worden war.

Das ließe sich vielleicht so vorstellen: Freud, in dessen Werk der Versuch eines Verständnisses von „*Bewußtsein*“ ein, wenn nicht *das* Dauerthema gewesen ist, stellt dieses Phänomen in den Zusammenhang von Wahrnehmungsprozessen (vgl. hierzu Graumann, 1974). So schreibt er ihm die Rolle „*eines Sinnesorgans zur Wahrnehmung psychischer Qualitäten*“ zu (Freud, 1900a, S. 620). Aber er nennt noch eine zweite Bedingung, die notwendig ist, damit Wahrnehmungen, sowohl die aus der Außenwelt wie auch die aus dem Körperinneren, „bewußt“ werden könnten: Die Bindung an „*Wortreste*“ (Freud, 1900a, S. 622). Er verzichtet darauf, weiterreichende Überlegungen zur inneren Struktur dieses Phänomens anzustellen; es handele sich um eine

„... unvergleichliche, jeder Erklärung und Beschreibung trotzende Tatsache ... Spricht man von Bewußtsein, so weiß man trotzdem aus eigener Erfahrung, was damit gemeint ist.“ (Freud, 1940a [1938], S. 79)

Hierzu nimmt Tugendhat kritisch Stellung, wenn er schreibt:

„Damit wird gerade derjenige Aspekt fallengelassen, an dem es lag, daß man sich überhaupt an dem Ausdruck ‚Ich‘ orientierte: das Sichzusichverhalten. Indem Freud von diesem Aspekt kurzerhand absieht, ist er den strukturellen Ungereimtheiten entgangen, die sich ergeben, wenn man das Sichzusichverhalten nach dem traditionellen Modell der Subjekt-Objekt-Beziehung verstehen will. Freuds eigene Ichtheorie hat also den Vorteil, daß sie keine Sinnwidrigkeiten enthält, und nur den Nachteil, daß sie überhaupt keine Theorie des Sichzusichverhaltens ist.“ (1979, S. 149)

Wir wollen es hier an dieser Stelle erst einmal mit Freud halten und das andere Problem aufschieben, bis wir uns mit dem Verhältnis von Ich, Selbst, Triebgeschehen und Wahrnehmung befassen (siehe Kapitel 4.2). Dann läßt sich deskriptiv festhalten: „*Bewußtsein*“ ist sowohl durch eine Bindung an Wahrnehmungsvorgänge gekennzeichnet als auch durch eine Ankopplung an Wortvorstellungen. Das erste Merkmal entspricht den Elementen, die sich der Zeitdimension der Wunscherfüllung zuordnen ließen: Es gibt zwar ein Erleben „in der Zeit“, aber die Wahrnehmungsphänomene sind nicht diachron angeordnet, sind nicht „auf die Reihe gebracht“, sondern synchron, parallel zueinander. Zum zweiten Merkmal: Ein trennendes Element

zwischen „Ich“ und „Nicht-Ich“ manifestiert sich in Möglichkeit und Notwendigkeit der Nutzung von Symbolen, hier: der Wortvorstellung. Die einzelnen Bewußtseinsakte sind aber *subjektiv untereinander prinzipiell unverbunden*; sie sind, im Bilde gesprochen, tupferhaft oder auch flächig, aber an die jeweilige Wahrnehmung gebunden und untereinander nicht vektorhaft aufzureihen.

Es ist schwer, *ein* weiteres Charakteristikum von „Bewußtsein“ zu überschätzen. Offenbar ist es weder von Freud noch von anderen psychoanalytischen Autoren genannt worden. Obwohl es nämlich „Bewußtseinsinhalte“ gibt – im Sinne des „Bewußtseins von etwas“ – was eine Trennung in Ich und Nicht-Ich voraussetzt –, kann *ein* bestimmtes Wissen nicht Inhalt *dieses* Bewußtseins – nämlich des „Sach-Bewußtseins“, das noch nicht „Selbst-Bewußtsein“ geworden ist – werden: daß nämlich „*Ich*“ *Objekt der Wahrnehmung von jemand anderem geworden ist*. Vereinfachend ließe sich sagen: Hört mein „Bewußtsein von etwas“ auf, hört auch dieses „etwas“ auf. Es handelt sich also um ein dyadisches Geschehen (zwischen Ich und Nicht-Ich), mit einer rudimentären Grenzfläche, die dieses Phänomen erst möglich macht, insofern allerdings wiederum um ein triadisches Geschehen. Dabei hat aber diese „dritte Dimension“, diese „Position außerhalb“ keine Permanenz, keine eigenständige Existenz außerhalb des jeweiligen Subjektes.

Andere Überlegungen lassen eine Zuordnung des „Selbstbewußtseins“ zur „Zeit der Endlichkeit“ plausibel erscheinen. Stellt man sich nämlich vor, daß sich Bewußtsein „flächig“ an der Grenzfläche von Außenwelt und seelischem Apparat manifestiert (Freuds „Oberflächendifferenzierung“; Freud, 1923b, S. 252; 1925a [1924], S. 6) und bleibt in diesem Bilde, so kommen wir zum Phänomen des Selbstbewußtseins dann, wenn wir diese virtuelle Linie rechtwinkelig kippen, wobei allerdings Angelpunkte notwendig sind und eine Beziehung zwischen ihnen gegeben sein muß, die mehr ist oder etwas anderes als die zwischen „seelischem Apparat“ und „Außenwelt“. Die „Position außerhalb“ muß nämlich ihrerseits durch Subjektqualitäten ausgewiesen sein, und auf der Ebene des Bewußtseins muß sich *das Wissen darum, wechselseitig Bewußtseinsinhalt voneinander sein zu können, verschränken*. Ist zwar das Wissen *um die generelle Möglichkeit* verschränkt und wird gleichzeitig hinsichtlich der *Realisierung dieser Möglichkeit*, bezogen auf ein *konkretes* Subjekt,

*Einseitigkeit* festgestellt, manifestiert sich einseitig Scham. Im Eingangsbeispiel – die Situation am Bahnhof – waren die Bedingungen erfüllt. Diese so beschaffene „Position außerhalb“ haben wir als Pol identifiziert, der die spezifische Außenrealität darstellt, das Subjekt auf sich selber zurückwirft und zu dem führt, was im Erleben „Selbstbewußtsein“ genannt werden könnte – unter der Bedingung, daß das Subjekt sich dieses Objektiviert-Werden durch das Gegenüber als Bewußtseinsinhalt zu eigen macht. Wenn es stimmt, daß dieses Objektiviert-Werden als Bewußtseinsinhalt des Gegenübers als Endlichkeitserfahrung betrachtet werden kann, läßt sich an eine Formulierung von Ciampi anknüpfen:

„Deshalb gilt wohl: das Zeiterleben ist das erste ‚bewußte‘ Erleben überhaupt, es ist der Keim allen Bewußtseins, allen Geistes, denn es setzt eine erste Ordnung im Erleben!“ (1988, S. 31)

Was die phänomenologische Darstellung basaler bewußtseinstheoretischer Zusammenhänge anbelangt, wollen wir es mit dem Erreichten genug sein lassen. Im vierten Kapitel wird der innere Zusammenhang zwischen:

- der *Grenzfläche zwischen innen und außen*,
- der „*Position außerhalb*“ und *innerer, seelischer Struktur*,
- die zunächst ein *Wissen um sich selber* möglich macht, dann die *Möglichkeit zur Selbstbeobachtung* bietet und auf diesem Wege schließlich zur *inneren seelischen Funktion der Selbstbeurteilung* wird,

unter psychodynamischer Perspektive eine ganz zentrale Thematik darstellen. Hier sei am Rande einer phänomenologischen Gedankenführung noch ergänzend auf das lateinische Wort „*conscientia*“ verwiesen, dessen Bedeutung sich wiedergeben läßt mit „Bewußtsein“, „Selbstbewußtsein“ und „Gewissen“ und das insofern etymologisch auf diesen Zusammenhang verweist.

Gegen die hier vorgeschlagene Dichotomie von „Sach-Bewußtheit“ und „Selbst-Bewußtheit“<sup>11</sup> könnte folgender Einwand formuliert werden: Ist das Selbst über ein fremdes Selbst definiert und ist der Kern des Selbst eine wie auch immer rudimentäre Bewußtheit, ist für diese wiederum eine „Brechung“ Voraussetzung, muß jedes Sachbewußtsein zu seinem Hintergrund eine zumindest einmal realisierte Möglichkeit zur Selbst-

bewußtheit aufweisen. Demnach habe jedes Bewußtsein eine Selbstreferenz zur Grundlage. Auch das Zitat von Ciompi (1988, S. 31) würde in diese Richtung weisen.

Eine kurze Diskussion dieses fiktiven Einwandes ermöglicht, die Problematik zweier Standpunkte zu berühren und eine ausführlichere Erörterung in Kapitel 4 vorzubereiten: Der eine Standpunkt ließe sich durch die Aussage kennzeichnen, „Subjekt“ und „Objekt“ seien jeweils entitativ-monadisch beschreibbar, der andere durch die Behauptung, Selbst-Reflexivität sei – dichotom – entweder vorhanden oder nicht vorhanden.

Als mögliche Entgegnungen auf den fiktiven Einwand kommen neben anderen die beiden folgenden Überlegungen in Betracht:

- Zum einen könnte man sich auf die Position zurückziehen, bei der Fähigkeit zum Bewußtsein, also zur Subjekt-Objekt-Differenzierung, handele es sich quasi um ein anthropologisches Radikal, das möglicherweise erbgenetisch dem Menschen mitgegeben sei und das sich phänomenologisch-psychologisch nicht weiter auflösen ließe. Diese zunächst entlastende Antwort befriedigt wenig. Ein experimentelles Forschungsdesign zur Prüfung dieser Behauptung ist schwer vorstellbar, und unabhängig davon geht es nicht darum, diese Phänomene in ihrer Genese verstehbar zu machen – das wird später Thema werden –, sondern erst einmal um den Versuch ihrer Beschreibung.
- Die zweite Überlegung ist schwieriger, aber hilfreicher: In der psychoanalytischen und der objektbeziehungstheoretischen Literatur ist die Vorstellung entwickelt worden, es gäbe so etwas wie „Teil-Objekte“. Damit ist ungefähr gemeint, daß Menschen im Laufe ihrer Entwicklung zunächst nur Teilaspekte anderer Menschen erfassen könnten und diese partiellen Aspekte, sie für das Ganze nehmend, in ihrer Bedeutung überschätzten. So werden zum Beispiel wohlwollende, liebevolle Seiten eines anderen Menschen ausschließlich zur Kenntnis genommen und abweisende, aggressive nicht beachtet, mit dem Ergebnis, daß er als ein „nur gutes“ Objekt das Erleben des Subjektes bestimmt.

Die innere Plausibilität dieser Vorstellung ist nicht recht nachvollziehbar. Denn es ist doch so, daß subjektiv, also aus der Sicht



des erlebenden Subjektes, dieses „Teil“ das ganze Objekt darstellt; bezöge das Subjekt sich auf ein „Teil-Objekt“, müßte man als Hintergrundfolie ein Wissen von seiner Ganzheit unterstellen – eine obsoleete Vorstellung. Die Frage nach Kriterien, nach denen ein Objekt zum Objekt wird, wird tautologisch, wenn für die Antwort das Selbst begrifflich vorausgesetzt werden muß und dieses sich wieder über die Objekte definiert.

Nun hat der Kliniker es hier leichter als der Philosoph. Er kann nämlich, gestützt auf die Empirie seiner psychotherapeutischen Erfahrung, behaupten, es gäbe Menschen, die in bestimmten Situationen Subjekt und Objekt als nicht recht voneinander getrennt erlebten. Nur sollte er, der Kliniker, dann nicht von Teil-Objekten sprechen, sondern allenfalls von Teil-Selbst-Objekten. Und ein solches Konzept ist, bei allen Bedenken, im hier diskutierten Zusammenhang sehr hilfreich. Es erlaubt nämlich die Vorstellung, „Bewußtsein“ und „Selbst-Bewußtsein“ seien nicht dichotome, also scharf voneinander abgegrenzte Phänomene, sondern es gäbe, entsprechend dem Entwicklungsstand und der Reife eines Individuums, eine *Entwicklungsreihe*, gekennzeichnet durch graduelle Unterschiede oder graduell unterschiedliche Ausprägungsformen von Selbstbewußtsein. Die weitere Ausformulierung dieses Gedankens führt zu einer prinzipiellen Kritik an der Dichotomisierung beziehungsweise Polarisierung von Subjekt und Objekt. Eine solche Kritik ist von verschiedenen Autoren bereits im Ansatz vorgebracht worden<sup>12</sup>, allerdings nach meiner Kenntnis nicht im Hauptstrom psychoanalytischer Forschung (eine Ausnahme ist Lichtenstein [1963], auf dessen Überlegungen in Kapitel 4 näher eingegangen wird). Das nimmt insofern Wunder, als daß mit dem Konzept des „Teil-Objektes/-Selbstes“ Anknüpfungsmöglichkeiten dazu bestanden hätten. Aber wahrscheinlich ist das dynamische Element dieses Konzeptes weitgehend verlorengegangen, mit der Folge der Reifizierung eines Prozeßgeschehens. Implikationen dieses Exkurses für die Diskussion des Schamphänomens werden an verschiedenen Stellen dieser Arbeit deutlich werden; sie hängen inhaltlich damit zusammen, daß *im Erleben der Scham die Polarität der Subjekt-Objekt-Struktur vorübergehend aufgehoben sein kann*.

Um zusammenzufassen: Wir waren ausgegangen von der Frage nach dem „Ort“ und nach der „Zeit“ des Schamaffektes. Zur Beantwortung insbesondere des zweiten Teiles dieser Frage ha-

ben wir etwas weiter ausgeholt. Das hat uns aber dazu geführt, jetzt festhalten zu können: Der Ort der Scham ist eine visualisierte äußere Szene, in der das Schamsubjekt, sich selber verdoppelnd, sich entweder von außen als in der Scham wahrnimmt oder aber, sich mit dem erlebenden Pol identifizierend, „in der Scham *ist*“. Die Zeitstruktur im Schamerleben erwies sich als relativ kompliziert. Wir arbeiteten heraus, daß es zwei Zeitqualitäten gibt. Die eine, die sich dann realisiert, wenn das Schamsubjekt Scham erlebt, ist durch einen Einbruch gekennzeichnet. Es geht offenbar das Gefühl für die äußere, soziale Zeit verloren. Voraussetzung dafür ist aber, daß gerade diese äußere, soziale Zeit, die wir „Zeit der Endlichkeit“ genannt haben, realisierbar ist. Diese *Duplizität von Ort und Zeit* scheint charakteristisch für den Schamaffekt und nur für diesen zu sein.

## 1.2 Phänomenologische Erfassung der Person des Sich-Schämenden

Nach der phänomenologischen Kennzeichnung von Ort und Zeit wollen wir uns jetzt, wieder unter phänomenologischem Gesichtspunkt, mit *Aspekten der Person* beschäftigen, zunächst mit *äußerlich-beobachtbaren* und dann hinsichtlich der Seite des *Erlebens*. Den Abschluß des Kapitels wird eine *Untersuchung der Struktur einer Schamsituation als ganzer* darstellen.

### Phänomenologie äußerer Merkmale des Schamsubjektes

Verschiedene Autoren (Freud, 1930a [1929], S. 479; Erikson, 1950, S. 233f.; Straus, 1952; Kohut, 1977; Amsterdam & Levitt, 1980, S. 74) haben, teils unabhängig voneinander und aus jeweils unterschiedlicher Perspektive, teils unter Bezugnahme aufeinander, einen Zusammenhang gekennzeichnet zwischen der Fähigkeit des Menschen zu aufrechtem Gang, dem Freiwerden des Blickes (und dem relativen Zurücktreten des Geruchssinnes), der – potentiellen – Sichtbarkeit der Genitalien und der Entwicklung von Bewußtheit und Schamfähigkeit. Will man phantasievoll diese Überlegungen fortsetzen, müßte sicher auch die Entwicklung der Sprache (eigentlich korrekter: zur Sprache) in

diesem Zusammenhang genannt werden. Kulturanthropologisch und entwicklungspsychologisch soll dieser Punkt nicht weiter vertieft werden. Empirisch näher liegt es, beobachtbare Schamphänomene zu registrieren und diese dann in vorsichtiger Anlehnung auch an diese genannten Vorstellungen zu interpretieren. Bei der Sichtung der Literatur zu dieser Fragestellung wird allerdings bald deutlich, wie sehr die Feststellung von Tomkins aus dem Jahre 1963 immer noch Gültigkeit hat, daß „empirische Studien über die Schamreaktion sehr selten sind“ (S. 124). Das muß hier bedeuten, die wenigen vorliegenden Befunde sorgfältig zu sichten und vielleicht in einer späteren Untersuchung dazu beizutragen, diese Forschungslücke etwas zu verkleinern. Bestimmte Positionen der Affekttheorie legen dabei nahe, an dieser Stelle auch physiologische Körperreaktionen der Scham mit zu berücksichtigen.

Es überrascht vielleicht zu hören, daß Charles Darwin mit seinem Buch „The Expression of the Emotions in Man and Animals“ (1872) als einer der ersten und auch heute noch lesenswerten Autoren in diesem Zusammenhang genannt werden muß. „Erröten“ beschreibt er als die typische Schamreaktion und nennt es „die menschlichste aller Ausdrucksregungen“ (S. 309). Typischerweise sei dieses Erröten beschränkt auf Gesicht, Hals und oberen Brustbereich, was er damit in Verbindung bringt, daß diese Körperpartien direkt Luft, Licht und dem Wechsel der Außentemperatur ausgesetzt seien. Obwohl Darwin sich gelegentlich von einem rein physiologischen Verständnis etwas zu lösen scheint, worauf insbesondere Izard (1977) aufmerksam macht, scheint ihm ein naheliegender Zusammenhang entgangen zu sein. Ist es nämlich nicht so, daß gerade die Körperpartien erröten, die zwar dem Blick des Anderen ausgesetzt sind, die das Schamsubjekt aber selber nicht, sich auf sich selber zurückbeugend, ansehen kann? Aber trotz dieser Kritik an Darwin sind seine Beobachtungsdaten sehr präzise. So beschreibt er als weiteres Schammerkmal die Blickvermeidung:

„Wer sich schämt, kann es kaum aushalten, dem Blick der Anwesenden standzuhalten, so daß er in der Regel seine Augen nach unten wendet oder zur Seite sieht.“ (S. 320f.)

Trotz seiner physiologisch orientierten Betrachtungsweise ist er, obwohl methodisch naiv, ein feinsinniger Psychologe, etwa wenn er auf den inneren Konflikt des Schamsubjektes hinweist,

einerseits das Gegenüber immer wieder ansehen und andererseits gerade den Blick vermeiden zu wollen. Der Antagonismus zwischen diesen entgegengesetzten Bestrebungen führe zu unruhigen Augenbewegungen, bis hin zum Blinzeln. Als weitere beobachtbare Schamsignale beschreibt er einen Verlust in der Klarheit des Bewußtseins, Schwierigkeiten, wohlüberlegt weiterzusprechen, bei einigen Menschen sogar unwillkürliche Zuckungen bestimmter Gesichtsmuskeln. Eine Beschleunigung des Herzschlages und Veränderungen der Atmung seien weitere mögliche Merkmale.

Darwin hat seine Beobachtungsdaten entweder selber in alltäglichen Lebenssituationen gewonnen, oder aber sie sind ihm von klinisch oder ethnologisch tätigen Kollegen mitgeteilt worden. Es handelt sich also nicht um Befunde, die unter standardisierten Laborbedingungen erhoben worden sind, was methodisch anfechtbar sein mag, aber mit der größeren Lebensnähe dem diskutierten Phänomen sicherlich angemessener ist.

Tomkins, der Altmeister der zeitgenössischen Affektforschung, steht in seinem Selbstverständnis in der Tradition von Charles Darwin, und prägnant charakterisiert er seine Vorstellung von Affektivität:

„Kurz gesagt, Affekt ist in erster Linie Gesichtsmimik.“ (1962, S. 205f.) –  
„... das Selbst lebt im Gesicht, und innerhalb des Gesichtes leuchtet das Selbst am hellsten in den Augen.“ (1963, S. 133)

Vergleicht man die Positionen von Darwin und Tomkins, wird eine Veränderung dessen deutlich, was im Fokus der Aufmerksamkeit steht. Bei Darwin ist es das Individuum, einzeln oder als Teil einer Gesamtheit. Bei Tomkins ist eine Verschiebung in Richtung einer Betrachtung von „Beziehung“ erkennbar, eine interaktionelle, relationale Betrachtungsweise kündigt sich an. Auf diesem Hintergrund wird vielleicht verständlich, wenn er die Blickvermeidung, und zwar die aktive und die passive, an erster Stelle der beobachtbaren Schamsignale nennt:

„Durch Niederschlagen der Augen, Senken der Lider, des Kopfes und manchmal des ganzen oberen Körperteils setzt das Individuum einen Halt, eine andere Person anzusehen, insbesondere das Gesicht einer anderen Person, und einen Halt gegenüber dem Blick einer anderen Person auf das Selbst, insbesondere auf sein Gesicht.“ (1963, S. 120)

So versteht Tomkins als das Ziel der Schamreaktion die Redu-

zierung der „facial communication“, der „Gesichts-Kommunikation“, und insofern ist es schlüssig, wenn er die Reaktion des Errötens als „paradox“ kennzeichnet, denn diese hätte natürlich den entgegengesetzten Effekt insofern, als daß sie nun gerade die Aufmerksamkeitszuwendung erhöhe und das Interesse vermehrt auf das Gesicht lenke. Sehr schön beschreibt er in diesem Zusammenhang, wie Erröten einerseits ein unmittelbarer Effekt von Scham sei, aber gleichzeitig auch eine Quelle weiterer Scham darstelle. In psychodynamischer Betrachtungsweise wird diese spezifische Erlebens- und Verlaufsgestalt im vierten Kapitel erneut Thema sein. Am Phänomen orientiert genügt es hier festzuhalten, daß, äußerlich beobachtbar, eine Schamreaktion genau das bewirken kann, was subjektiv intendiert vermieden werden soll.

Hinsichtlich der dem Schamaffekt zugrunde liegenden physiologischen Abläufe geht Tomkins von folgendem Verständnis aus: Ein Anwachsen der Affekte Interesse/Erregung und Freude/Lust ginge mit einer Zunahme neuraler Intensität einher. Würde diese steiler werdende Kurve gebremst, ohne in sich zusammenzufallen, resultiere subjektiv ein Schamerleben.

Tomkins beschreibt sehr präzise Mimikformen und Körperhaltungen, die aus einem Widerstreit zwischen Schamaffekt und dem Versuch, ihn zu vermeiden, resultieren. Dabei könne der „anti-shame look“, wie er etwa in dem englischen Sprichwort „keep a stiff upper lip“ zum Ausdruck kommt, trotz gemeinsamer Äußerlichkeiten differenziert werden von der Verachtungsmimik und -gestik. Als Versuch, einen Zustand chronischer Scham dauernd unter Kontrolle zu halten, nennt er das „frozen face“, das „eingefrorene Gesicht“. Hierbei werden sämtliche Gesichtsmuskeln unter einer rigiden Kontrolle gehalten, so daß expressive Reaktionen nicht durchschimmern.

Seelische Möglichkeiten, sich das Schamerleben fernzuhalten („Abwehrmechanismen“), werden an späterer Stelle diskutiert. An dieser Stelle führt eine Berücksichtigung der Forschungsergebnisse von Edelmann weiter. In seinem bisher nur auf Englisch vorliegenden Buch über die „Psychologie der Verlegenheit“ (1987) referiert er eigene Forschungsergebnisse und gibt außerdem eine gute Übersicht über einige kleinere empirische Arbeiten zu diesem Thema.<sup>13</sup> Auch er knüpft an Darwin an, wenn er das Erröten als die häufigste Schamreaktion betrachtet. Hinsichtlich seines Verständnisses geht er von einer Erhöhung der Körpertemperatur aus und erwähnt in diesem Zusammenhang

auch eine Beschleunigung des Herzschlages und Veränderungen in der Atemfrequenz als physiologische Reaktionen.

Kritisch bleibt anzumerken, daß Edelmann mit dem Rekurs auf die Erhöhung der Körpertemperatur keine Erklärung für das Erröten gegeben hat, sondern allenfalls eine korrelative Ergänzung: Jeder weiß aus eigener Erfahrung, daß es zum Beispiel bei vermehrter körperlicher Tätigkeit im Rahmen der Regulation der Körpertemperatur zu einer peripheren Gefäßerweiterung kommen kann. Im Unterschied zu einer solchen Gefäßreaktion, die mit vermehrter Muskeltätigkeit und einem dadurch erhöhten Zellstoffwechsel einhergeht, ist aber eine schambedingte Temperaturerhöhung „symbolisch“, also seelisch vermittelt. Weitere Untersuchungen müßten also klären, ob es sich bei der von Edelmann genannten *Verknüpfung von Erröten und Temperaturerhöhung* überhaupt um ein affektspezifisches Merkmal handelt. Darüber hinaus sind Beobachtungen notwendig zur Beantwortung der Frage, ob das *Errötungsmuster der Scham als spezifisch für diesen Affekt* angesehen werden kann. Eine kurze Fallvignette mag die Realität solcher Schamreaktionen auf physiologischer Ebene veranschaulichen:

Ein Analysand hatte sich aus einer sehr engen Beziehung zu seiner Freundin lösen wollen und sich als passiv Verlassener erlebt, als die Freundin ihm im Laufe eines Streites gesagt hatte, daß sie eine Anzahl sexueller Nebenbeziehungen unterhalten hatte. Für ihn selber war die Beziehung zu dieser Frau sexuell ausschließlich gewesen, und eine Untreue seiner Freundin hatte er niemals in Betracht gezogen. Auf dem Höhepunkt seiner inneren Auseinandersetzung mit dem Getrenntsein visualisierte er immer häufiger Szenen, in denen er sich seine ehemalige Freundin im Kontakt mit einem anderen Mann vorstellte. Für kurze Zeit war es dabei so, daß er voraussagbare Fieberzustände erlebte, wenn er sich in diese Phantasien hineinbegab. Das Wort „Scham“ verwendete er selber zur Kennzeichnung seines inneren Erlebens nicht. Im Nachhinein kennzeichnete er seinen vorherrschenden Impuls in diesen Zuständen als das Bestreben, sich selber mit seiner Gegenwart und Vergangenheit ungeschehen machen zu wollen.<sup>14</sup>

Als weitere, in experimentellen Situationen gewonnene Befunde zur Schamreaktion nennt Edelmann Veränderungen der Stimme in Lautstärke und Tonqualität sowie Veränderungen der Mimik. Hier ist erwähnenswert, daß er „Lachen“ an erster Stelle erwähnt. Dieser Befund ist Ausdruck einer geringen Differenz zwischen seinem Verständnis von „Verlegenheit“ und dem hier vertrete-

nen von „Scham“. Die insbesondere von Tomkins erwähnten, typischen Blickreaktionen werden auch von Edelmann mitgeteilt. Zusätzlich erwähnt er „Selbstberührungen“ im Rahmen seiner Aufzählung motorischer Schamsignale.

Diese Verhaltensweisen haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den von mir so bezeichneten „reflektorischen Gesten“. Sie lassen sich in Einzel- und Gruppenpsychotherapien beobachten (Seidler, 1995a) und sind häufig Indikator dafür, daß jemand einen Kontakt zu sich selber herstellt: Die rechte oder überwiegend die linke Hand wird an das Gesicht geführt, meistens an das Kinn, aber auch an die Wange oder an die Stirn, gelegentlich in der Weise, daß der linke Daumen sich auf dem linken Wangenknochen abstützt und linker Zeige- und Mittelfinger Kontakt zur linken Stirnseite herstellen. Auf Nachfragen zum Erleben in solchen Situationen wird häufig ein Stutzen mitgeteilt, ein „Stolpern“ im vorher ungebremsten intentionalen Ablauf der Gedanken, inhaltlich zu verbalisieren etwa in dem Sinne: „Hoppla, das hat ja etwas mit mir zu tun!“ Stärkere Reaktionen, die ebenfalls mit einer Selbstberührung einhergehen, sind dadurch gekennzeichnet, daß jemand beide Hände vors Gesicht hält und dabei den Kopf absenkt. Hier ist dann in der Regel auch der Gedankenablauf unterbrochen, und der Schamaffekt hat weniger Signal- als vielmehr eine punktuell „überschwemmende“, nicht mehr aushaltbare Qualität. Die Tendenz, die Situation zu verlassen, bis hin zum spontanen, nicht angekündigten und ankündbaren Weglaufen, erwähnt denn auch Edelmann als Steigerung einer Kopfsenkung.

Im Unterschied zu Darwin hat Edelmann seine Befunde in experimentellen, künstlich hergestellten Situationen gewonnen. Befunde zu Schamreaktionen, die unter Laborbedingungen in fiktiv induzierten Situationen gewonnen worden sind, lassen sich häufig nicht ohne weiteres mit denen vergleichen, die aus alltäglichen Lebenssituationen stammen. Ein ethisch vertretbarer Kompromiß, der trotzdem eine wissenschaftliche Bearbeitung relevanter Fragestellung zuläßt, könnte darin bestehen, Beobachtungen aus therapeutischen Situationen – vielleicht insbesondere aus Gruppenpsychotherapien – vermehrt zur Diskussion dieses Problems mit heranzuziehen.

Eine kurze Zusammenfassung kennzeichnet den Stand des Gedankenganges: Hinsichtlich „Ort“ und „Zeit“ der Scham lassen sich offenbar affektspezifische Verdoppelungsphänomene beobachten: Das Schamsubjekt ist „ganz bei sich“ und gleich-

zeitig, „*außer sich*“. Wird auf beobachtbare Schamphänomene fokussiert, fallen ebenfalls polare Tendenzen auf: der Sich-Schämende gestaltet gestisch und mimisch ein „weg von“ und erreicht ein „hin zu“. Unter Einbezug der Spekulationen über den Zusammenhang von aufrechtem Gang, Sichtbarkeit der Genitalien, Bewußtsein, Sprache und Entwicklung von Schamfähigkeit läßt sich diese Gegenläufigkeit pointieren: Jemand gestaltet intentional, gestisch und mimisch ein Entkommen aus einer realen Außenbezogenheit und gerät in die Selbst-Bezogenheit.

### Phänomenologie des Erlebens der Scham

Im Zusammenhang einer Untersuchung personaler Aspekte der Scham geht es jetzt um die subjektive Seite dieses Affektes. Ein Blick in die entsprechende Literatur läßt dabei den Eindruck entstehen, daß eine Kenntnis dessen, was unter Scham zu verstehen sei und wie also ihr Erlebt-Werden zu interpretieren sei, ubiquitär vorausgesetzt werden könne. Demgegenüber möchte ich versuchen, ein Verständnis dessen zu entwickeln, was dem Erleben dieses Affektes als seine Grundstruktur zugrundeliegt. Instrumentarium ist dabei eine Art „Mini-Metaanalyse“, indem nämlich Schamkonzepte verschiedener, als kompetent ausgewiesener Autoren daraufhin befragt werden, was in ihrem Verständnis das Erleben des Schamaffektes kennzeichnet und was sich, sozusagen als letzte strukturelle Gemeinsamkeit des erlebten Affektes, dabei herauskristallisieren läßt.<sup>15</sup> Das gewonnene Ergebnis wird dann mit eigenen Überlegungen in Beziehung gesetzt werden.

Miller (1985) hat der Untersuchung des Schamerlebens ein Buch gewidmet, in dem sie versucht, „die vielen Nuancen von Schamzuständen aus persönlichen Berichten erinnerten Schamerlebnisse zu identifizieren und zu verstehen.“ (S. XI). Auf dem Hintergrund einer „phänomenologischen und psychoanalytischen“ (ebd.) Orientierung führte sie dazu ausführliche Interviews mit zehn freiwilligen Probanden durch. In ihren Ergebnissen findet sie, daß die von ihr untersuchten Menschen sich in Schamsituationen als unterlegen, auf unangenehme Weise exponiert, erniedrigt oder des eigenen Wertes verlustig gegangen erlebt hätten. Angenehm fällt an dieser Untersuchung auf, daß deutlich wird, wie schwer es ist, Gefühlserlebnisse durch ein Wort zu kennzeichnen. Diese Autorin versucht das Problem da-



durch zu lösen, daß sie sich Lebensgeschichten mit bestimmten Verdichtungen von Situationen erzählen ließ, die schamvoll erlebt worden seien. Trotzdem wird gerade an diesem Vorgehen deutlich, daß natürlich auch diese Vorgehensweise an eine Verständigung über das Wort „Scham“ geknüpft ist, denn mit ihrer Aufforderung an die Untersuchungspersonen, besonders solche Situationen zu erzählen, in denen sie sich geschämt hätten, muß sie natürlich ihrerseits dieses Wort vorgeben. Die geschilderten Schamsituationen analysiert sie dann nicht weiter auf strukturelle Grundkonfigurationen. Das Erleben des Schamaffektes ist für sie dadurch gekennzeichnet, daß sich jemand von einer anderen Person in einer für ihn ungünstigen Art und Weise beurteilt erlebt, oder seinerseits sich selber mit anderen vergleicht und dabei zu einer negativen Selbstbeurteilung gelangt.

Auch für Wurmser (1990)<sup>16</sup> ist das Erleben des Schamaffektes durch eine negative Selbstbewertung gekennzeichnet: „Schwäche, Defekt und Schmutzigkeit scheinen eine Art fundamentale Trias zu bilden, die immer wieder auftritt“ (S. 60). Wurmser ist sich dabei seiner Einschätzung, daß dem Erleben des Schamaffektes regelhaft eine solche negative Selbstbewertung zugrundeliegt, so sicher, daß er schreiben kann:

„Dieser dreifache Makel von Schwäche, Defekt und Schmutzigkeit ist daher der Kern des Subjektpols der Scham.“ (S. 60)

Sein Verständnis vom „Subjektpol“ ist weiter unten vorgestellt. Hier kennzeichnet noch ein anderes Zitat seine Vorstellung vom Erleben dieses Affektes:

„Seine ‚absolute‘ Liebe nicht erwidert zu sehen, seine absolute Offenheit und Ehrlichkeit durch Tücke, Machtgehab, Abweisung und Ausflüchte – durch irgendwelche Täuschungsmanöver oder schlimmer noch durch Egoismus, Sarkasmus, Berechnung oder Neid – beantwortet zu hören, endet in vernichtender Scham ...“ (1990, S. 398)

Damit haben wir bisher zwei Autoren gefunden, für die das Erleben des Schamaffektes etwas mit negativer Bewertung zu tun hat, sei es durch Andere oder durch das erlebende Subjekt selbst. Indem wir etwas von unserer Grundlinie in diesem Teil des Kapitels abgewichen sind und bei Wurmser einen Blick auf von ihm für essentiell erachtete Elemente einer typischen Schamsituation geworfen haben, haben wir eine erste Ahnung davon gewonnen, daß diese ungünstig ausgefallene Beurteilung des Selbstes in das

erlebensmäßige Umfeld einer Liebesbeziehung gehört oder gehören kann. Damit können wir an die Vorstellungen von Tomkins anknüpfen, der in neurophysiologischer Hinsicht davon ausgeht, daß der Schamaffekt einhergeht mit einer Reduktion der neuralen Aktivität der gerade vorhandenen Emotion von entweder Interesse/Aktivität oder Vergnügen/Freude. Dem das passiert,

„... der fühlt sich nackt, geschlagen, entfremdet, in Ermangelung von Würde oder Wert“ (Tomkins, 1963, S. 118).

Kaufman (1980, 1989) knüpft an Tomkins an, geht aber in charakteristischer Weise über ihn hinaus:

„Scham wird als eine Unterbrechung erlebt, und bewirkt eine Hemmung weiterer Kommunikation.“ (1989, S. 17)

Über Tomkins geht er hinaus, wenn er stärker als dieser den *Beziehungsaspekt* des Schamaffektes betont. Wie das folgende Zitat zeigt, greift er einen Gedanken auf, der schon bei Darwin angelegt war, ohne ihn allerdings konsequent zu Ende zu denken:

„Auf dem Höhepunkt des Schamerlebens gibt es eine ambivalente Sehnsucht nach einer Versöhnung mit dem – wer es auch war –, der uns in die Scham führte. Wir fühlen uns getrennt und verlangen insgeheim danach, uns heil zu fühlen, ganz. Das Erleben von Scham fühlt sich an wie ein Bruch entweder im Selbst, in einer bestimmten Beziehung, oder beides. Scham ist ein affektives Erleben, das beides verletzt, zwischenmenschliches Vertrauen und innere Sicherheit.“ (1989, S. 19)

So führt Kaufman über Tomkins hinaus, wenn er den Gedanken erweitert, daß die Scham das negative Ergebnis einer Beurteilung des Selbst sei, verzichtet aber dann darauf, diese eigenen Gedanken weiter auszubauen und gibt statt dessen traditionelle Befunde der Literatur wieder, etwa wenn er schreibt: „Scham ist der Affekt der Minderwertigkeit“ (1989, S. 17).

Helen Block Lewis hat sich in einer ganzen Reihe von Publikationen mit dem Schamaffekt beschäftigt (1958, 1971, 1986, 1987a-e u.a.). Als eine der ersten der zeitgenössischen Affektforscher hat sie seine Bedeutung adäquat eingeschätzt und, wie auch Tomkins, mit dazu beigetragen, daß diesem Affekt immer mehr Beachtung geschenkt wird.<sup>17</sup> Hier sollen ihre Überlegungen zur subjektiven Seite dieses Affektes mit der eigenen Arbeit in Verbindung gebracht werden.